

FEGEFEUER

oder DIE REISE INS ZUCHTHAUS

JACK UNTERWEGER

FEGEFUEUR

oder DIE REISE INS ZUCHTHAUS

– Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek –
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

IMPRESSUM

ISBN: 978-9464805291

JACK UNTERWEGER: FEGEFUEER, oder DIE REISE INS ZUCHTHAUS

Deutsche Neuausgabe 2023 (Print & eBook) by © Triton Publishing®

Lektorat und Umschlaggestaltung: das_redaktionsbuero_muc

Herausgeber: © Triton Publishing®, Schellingsstraße 5, 80799 München

Herstellung und Vertrieb: Brave New Books, Weteringschans 259, 1017 XJ Amsterdam

Gesetzt aus der Garamond

Dieses Buch gibt es auch als eBook,

z. B. im amazon Kindle Bookstore

Inhalt und Design dieses Buches sind urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das Recht der mechanischen, elektronischen oder fotografischen Vervielfältigung, der Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, des Nachdrucks in Zeitungen, Zeitschriften und Büchern, des öffentlichen Vortrags, der Verfilmung und Dramatisierung, der Übertragung durch Rundfunk, Fernsehen oder Video, sowie der Übersetzung in andere Sprachen. Eine unlicenzierte Veröffentlichung der Inhalte dieses Buches wird juristisch verfolgt.

— Inhalt —

Vorwort des Herausgebers.....7

FEGEFEUER

oder DIE REISE INS ZUCHTHAUS ...9



VORWORT DES HERAUSGEBERS

DER ÖSTERREICHER »JACK« (JOHANN) UNTERWEGER (1950–1994) ist einer der berühmtesten europäischen Serienmörder, nicht so sehr wegen der Anzahl seiner Opfer – zehn Morde¹ konnten ihm letztlich nachgewiesen werden – als wegen der besonderen Umstände des Falles.

Nach komplizierter Jugend wurde Unterweger schon in jungen Jahren straffällig und saß kleinere Haftstrafen ab. Im Jahre 1974 ermordete er in Herborn/Hessen auf brutale Art und Weise eine 18-Jährige, droste in einem Waldstück mit einer Stahlrute auf sie ein und erdrosselte sie mit ihrem Büstenhalter (während seine Freundin im Auto wartete). Unterweger wird dingfest gemacht und zu lebenslanger Freiheitsstrafe verurteilt. Im Gefängnis in Stein/Krems in Niederösterreich beginnt er eine Metamorphose, bildet sich mit Büchern weiter, belegt einen Fernkurs in Erzähltechnik und beginnt schließlich selbst zu schreiben. Er verfasst Gedichte, eine Autobiographie (dieses Buch) und schreibt schließlich sogar als Auftragsarbeit des Österreichischen Rundfunks regelmäßige Gute-Nacht-Geschichten für Kinder.

Man schreibt die späten 1980er Jahre, in Folge der 68er-Bewegung schwappt eine liberale Welle durch Politik und Justiz; der österreichische Justizminister sinniert sogar darüber, den Strafvollzug gänzlich abzuschaffen. Zahlreiche Prominente werden auf Unterweger aufmerksam, unter anderem setzen sich die Schriftsteller Elfriede Jelinek, Erich Fried, Ernst Jandl und Günter Grass² für seine Freilassung ein, denn Unterweger gilt als Paradebeispiel für erfolgreiche Resozialisierung – obwohl er im Gefängnis niemals eine Therapie oder etwas ähnliches gemacht hatte. Im Mai 1990 wird der Häfen-Poet³, wie man ihn nun nennt, ohne Auflagen in die Freiheit entlassen.

Unterweger lässt sich in Wien feiern, hat spektakuläre Auftritte, meist in weißem Anzug mit roter Rose im Knopfloch, fährt einen auffälligen weißen Ford Mustang Mach 1 (Kennzeichen: W – Jack 1) und pflegt

¹ Im Prozess 1994 konnten Unterweger die Morde an neun Frauen nachgewiesen werden. Hinzu kommt sein erstes Mordopfer Margret Schäfer im Jahr 1974. Eine Anzahl weiterer Morde werden ihm zugerechnet.

² Sowohl Elfriede Jelinek (*1946) als auch Günter Grass (1927–2015) sind Literatur-Nobelpreisträger; Jelinek 2004, Grass 1999

³ »Häfen« steht im Wiener Dialekt für Gefängnis; die Grundbedeutung bezeichnet »Behälter, Topf« oder »etwas Abgegrenztes«

parallele Liebschaften mit mehreren Frauen. Sein Charisma und seine Fähigkeit zur Manipulation ermöglichen das Spiel. Eine Wiener Journalistin und gute Bekannte Unterwegers: »Es war direkt unheimlich, wie die Frauen auf ihn abfahren.«

Sechs Monate nach der Haftentlassung beginnt in Österreich eine rätselhafte Mordserie an Prostituierten. Unterweger, inzwischen auch für diverse Zeitschriften und Magazine arbeitend, interviewt als milieukundiger Experte dazu sogar den leitenden Wiener Kriminalkommissar und lässt sich auf den neuesten Stand der Ermittlungen bringen. Im Juni 1991 begibt er sich auf eine fünfwöchige Recherche-Reise für ein Innsbrucker Gesellschaftsmagazin ins Prostituiertenmilieu von Los Angeles. Kurz darauf werden auch dort Frauenleichen gefunden.

Die Hinweise auf Unterweger verdichten sich, worauf er sich mit seiner 18-jährigen Freundin Bianca nach Miami absetzt. Dort wird er beim Versuch, bei einer Western Union-Filiale Geld entgegenzunehmen (gesendet von einer anderen Geliebten), festgenommen. Man macht ihm in Wien den Prozess. Die Beweislage ist dünn und es gibt nur wenige handfeste Indizien. Am signifikantesten ist, dass sich Unterweger bei allen Morden (in Wien, Graz, Vorarlberg, Prag und Los Angeles) am Tattag ganz in der Nähe des jeweiligen Tatorts aufgehalten hatte.

Vor Gericht versuchte Unterweger seine manipulativen Fähigkeiten auszuspielen und hielt eine lange Ansprache an die Geschworenen. Die Öffentlichkeit hatte jedoch inzwischen den Glauben an den »geläuterten« Ex-Knacki verloren. Im Juni 1994 verurteilte man ihn zu lebenslanger Gefängnisstrafe ohne die Möglichkeit der vorzeitigen Entlassung. Sechseinhalb Stunden später erhängte sich Unterweger in seiner Zelle und verwendete dabei den gleichen Würgeknoten, den er auch stets bei seinen Opfern angewandt hatte.

»Fegefeuer, oder Die Reise ins Zuchthaus« ist das Buch, mit dem Unterweger seine Popularität als Knastschriftsteller erlangte⁴ – und es ist auch sein literarisch gelungenstes Werk. Wobei heute stark in Zweifel gezogen wird, dass er Alleinautor war – denn schon damals hatte er eine ihm sehr zugewandte literarisch versierte Helferin in seinem Unterstützerkreis. – »Jack« hat Einzug in die Popkultur gefunden. Zahlreiche Musikbands ließen sich zu Songs inspirieren, es gibt viele Dokumentation, Theaterstücke und Filme über den charismatischen Serienkiller Jack Unterweger.

© Joachim Andersen, Triton-Publishing, 2023

⁴ Es gibt deutliche Hinweise darauf, dass Unterweger die Autobiographie in seinem Sinne schönte und etwa seine Kindheit drastischer darstellte als sie tatsächlich war.

FEGEFEUER

oder DIE REISE INS ZUCHTHAUS

1

*jeder tag jeder
pausenloses
wiederholen*

Meine angstschwitzenden Hände werden auf den Rücken gedreht, Stahlfesseln schnappen um meine Handgelenke. Der harte Druck eines ruhig und zufrieden lastenden Beines in meinem Rücken bringt mir die letzte Erkenntnis: meine Flucht ist zu Ende –. Ich erwache, taumle benommen aus der befreienden Bewusstlosigkeit des Schlafes. Schweißgebadet. Zitternd. Elendig kleingemacht vom Traum, der tägliche Erinnerung ist. Ängstlich starre ich in die unbekannte Dunkelheit der nächsten Minuten.

Draußen noch Nacht. Geborgenheit im Dunkeln. Stille. Ich versuche die Gedanken mit der Frage nach der Uhrzeit abzulenken. Ich frage nur nach der augenblicklichen Zeit, nach mehr fehlt die Kraft. Noch ist es Nacht, schon sehr späte Nacht, näher schon am werdenden Tag. Das Licht jenseits der hohen Mauern, hinter dem angrenzenden Weinberg, ist eine Mischung aus dunklem Grau und Weiß. Zu mir dringt das gelbliche Licht der starken Sicherheitsscheinwerfer aus dem viereckigen Hof, mit den runden Betonwegen.

Ich torkle aus meinem Traum, aus dem Schlaf, aus der Nacht, mitten in die würgende Stille meiner schattenhaft erkennbaren, zwölf Quadratmeter großen Umgebung. In mir quälende Suche nach einer Antwort auf die Frage. Mit dem Wachwerden kommt die schmerzhaft Gegenüberstellung mit dem Heute, und noch viel mehr trifft mich die Erinnerung an das Gestern.

Mir wird bewusst: Die Frage nach der Uhrzeit ist sinnlos. In mir regiert Zurückdenken, nicht mehr verdrängbares Zurückdenken. An das Ende einer Vergangenheit, die einmal Zukunft war. Ich suche die Antwort auf die Frage, wo ist es eigentlich, das schuldhaft verlorene, hoffnungsvolle Zukunftsleben – wo?

Da liege ich in meiner Zelle, müde, wenige Minuten vor dem Tagwerden und schlafunfähig. Als mein eigener Gedankensklave. Ich beginne mit

meiner ersten Erinnerung und ende bei meiner verlorenen Zukunft. Das Bild von mir, über mich, ist ein Versuch, von meinem Damals wegzukommen. Nur ich selbst war mein Damals-Ich, wie ich auch das Heute-Ich bin. Niemand, auch ich suche die Antwort auf diese Frage, kann erkennen, ob ich je über meinen Befreiungsversuch hinauskommen werde. Im Heute trete ich auf der Stelle. Ich bin Angreifer und Gegner zugleich. Niemand außer mir befindet sich im Ringgeviert. Ich tänzle leichtfüßig meinem schlechten Gewissen entgegen und lande mit einer Rechts-Links-Kombination im Ziel. Ich ducke mich vor den eigenen Schlägen. Sie tun mir wohl und schmerzen. In der Mitte bin ich. Niemand sitzt auf den Tribünen. Mein Ich schlägt zurück. Ich sinke zu Boden und zähle mich an, und stelle mich, knapp vor der Niederlage, einem neuen Kampf

Was mir geblieben sind, sind Illusionen, die mir jetzt helfen, die Vergangenheit zurückzubringen, ich versuche Bilder zu finden, die so sind, wie es vielleicht wieder einmal sein wird. Damit verdränge ich die Gegenwart und denke an die Zukunft. Es hilft mir über das Alleinsein hinweg. Jede Schuld wird nach mehr als fünf Jahren Zellendasein unwirklich. Nur noch schemenhaft und nur, wenn mit Gewalt herbeigezerrt, erkennbar. Das Überleben im Heute verdrängt das Gestern. Illusionen sind Momenthilfen, sie machen nicht glücklich, weil man damit in der Gegenwart nicht leben kann. Illusionen bleiben Zerrspiegel. Täuschungen. Wer nach ihnen lebt, zerbricht am Morgen. Ich suche die Antwort und verzweifle am Nicht-beantworten-Können.

Manchmal denke ich in solchen Morgenminuten, dass ich Abschied nehmen soll. Die Gedanken lenken die Blicke zum Waschbecken. Eine neue Packung Rasierklingen liegt bereit. Auch eine lange, starke Leder-schnur. Ich habe vorgesorgt für die Minute der letzten Entscheidung. Ich sehe meinen Körper schlaff werden, mit einem letzten Zucken diesem einsamen Vegetationsleben entfliehen ...

Ist das die Antwort?

Ich unterbreche den Gedankenlauf, verharre regungslos, horche in mich hinein – mein Atem stockt. Ist es das, was ich suche?

Nichts!

Alles bleibt still. Ich habe Angst – sonst nichts. Was ich als Ende zu erkennen glaubte, war nur Unterbrechung. Was bleibt, sind unvergängliche Erinnerungen, die Bilder, traumfarbenrosa stürzen sie in mein Dasein. Ich sammle Erinnerungen, sie erreichen mein inneres Wünschen und treten aus dem Schatten des Einst ...

2

Der Regen prasselte in Bindfäden vom Himmel, seit Stunden beherrschte ein launenhaftes Sommergewitter die Bewegungen der Menschen. Viele freuten sich, endlich konnten sie, ausredenbewehrt, die Arbeit liegen lassen und ihren Vergnügungen nachgehen. Der Regen kennt keinen Unterschied zwischen Stadt und Abgeschiedenheit, Studierenden, Einfachen und jenen, die sich abgesondert haben oder zur Seite geschoben wurden. Für ihn gibt es weder Grenzen, noch Standesdünkel, keine Leumundszeugnisse. Er fand auch den Weg in unser abgelegenes Bergtal, von dem der fleißigste Beamte nur wusste, dass es existiert, von den Menschen dort drang wenig bis in die Amtsstuben vor. Und wenn, dann war ein Negativereignis schuld am Durchbruch der Anonymität.

Zwei Frauen, eine jüngere und eine ältere, die eine meine Tante, die andere sowas wie Ersatzmutter auf Zeit; zwei Männer, ein jüngerer und ein älterer, der junge mein Onkel und der ältere mein Großvater, Vater und Ausbildner in der Lebensschule. Alle rauchten und tranken, die Männer sofften und pafften stinkenden Tabak. Meine Augen brannten von dieser rauchgeschwängerten Luft in der niederen unbequemen Stube. Die Frauen tratschten, machten sich wichtig, die Männer spielten Karten, betrogen sich gegenseitig, stritten und machten sich noch wichtiger. Ich war ihr Haus- und Hofnarr, Sklave, vom Großvater zum Betrugskomplizen ausgebildet und eingespannt. Ich saß auf seinem Schoß, sein übler Atem, in nassen Stößen losgelassen, drang in meinen Nacken. Speichel aus seinem kriegsverletzten Mundwinkel tropfte auf meinen nackten Rücken und ich musste dabei immer an eine Kuh denken, die sich mit nassem Klee überfressen hatte und schäumte. Ich hatte keine andere Hose während des Sommers, als die kurze Lederne, mehr war Luxus, den sich mein Großvater nicht leisten konnte oder mir nicht gönnte, weil ich ohnehin alles im Wald zerriss. Jetzt saß ich auf seinem Schoß, um keinen Argwohn zu erwecken, spielte den Unwissenden, später wechselte ich auf den sympathischeren Schoß des unbekanntenen Onkels über und verriet sein Kartenblatt an den Opa, der mir für jede der zweiunddreißig Schnapskarten ein eigenes Zeichen eingebläut hatte. Und ich musste nach zwei, vom Opa gewonnenen Spielen wieder ruhig sitzen, damit er eines absichtlich verlieren konnte. Dies war auch bei allen anderen Spielpartnern des Großvaters so. Und wer ihn Betrüger schimpfte, wurde verdrochen und aus dem Haus gejagt. Ich war sein Ass im Ärmel. Seine Fäuste waren meine Lehrer. Und ich war ein guter Schüler, ich wollte nicht hungrig schlafen gehen. Nach jedem gewonnenen Spiel durfte ich

Schnaps trinken, ich fühlte mich als Großer und half dem Opa beim Absatz vom selbstgebrannten Schnaps an seine Gegner. Wenn sie in den Hof gingen, weil sie mal mussten, leerte ich etwas aus der Flasche, hinein in den einzigen Blumentopf. Eine Pflanze wuchs dort nie, immer nur verfaulte Stengel ragten aus der schimmlichen Erde. War die Flasche leer, musste ich in den Keller, um nachzufüllen.

Ich war vier Jahre alt, vielleicht schon fünf, vielleicht noch jünger, für mich war der Tag Tag, niemals Zeitablauf, Geburtstage waren mir fremd, die Jahreszeiten ersetzten bei uns den Kalender. Irgendwann hatte mich irgendwer zum Vater meiner Mutter gebracht, von der Mutter wusste ich nichts, nicht einmal das Wort, der Opa war alles in einer Person für mich. Von wo ich kam, ob ich bei ihm leben wollte, niemand hatte mich gefragt. Ich war verschlagen, in mir jubelte es, wenn ich anderen schaden konnte. Nicht eingeplant, danach sofort weggebracht, war ich eines Tages eben vorhanden. Abtreibungen waren noch verboten, ein Risiko für die Frau, ein Geschäft für die Pfuscher im weißen Mantel. Vom Erzeuger wurde nur der Name bekannt, außer seinen Schwanzstößen lernte ich nie etwas von ihm kennen, bei meiner Geburt war er bereits wieder unbekannt verzogen. Ein Tropfen vom amerikanischen Besatzungssperma blieb zurück und ging in ungewollte Produktion. Niemand wollte es, niemand kümmerte sich um die keimende Saat. Ich war noch ein schleimiger Batzen im quellenden Leib und schon Ärger. Gedanklich abgeschoben.

Der GI kam aus Triest, zuhause war er in New Jersey, er war froh über die Möglichkeit als Stationierter seinen Samen loszuwerden. Vielleicht gab er dafür begehrte Dollars, Trockenmilch oder Seidenstrümpfe, vielleicht war es die große, zum Scheitern verurteilte Liebe zwischen dem Soldaten und einem Mädchen, das noch zu jung und mittellos war, um mir Mutter zu sein. Man hat es mir nie gesagt, nur die Zeit damals war schwer, das erfuhr ich im Geschichtsunterricht.

Ich trank wieder einmal Schnaps aus der Flasche, sie zitterte mit den Bewegungen meiner Hände, die ich um die Flasche klammerte, als würde ich ohne sie verloren sein. Opa forderte mich auf, denen zu zeigen, was ich schon vertrug, er lallte, weil er schönstens besoffen war, die anderen sahen ein lustiges Bild und lachten. Das Bild lebte, ich stellte mich selbst dar.

»Ilse, hol'n neuen vom Keller, eine ältere Flasche!« Opas Worte waren Befehle.

»Dein Alter hat schon wieder verloren, hehehe ..., den lass ich heute noch die Unterhosen ausziehen ..., hehehe, für die Arbeit kriegt er eh nichts mehr, hehehe ..., alles verspielt, dein Alter ...« Opa war ein besoffener Sieger. Betrug war für ihn legitim, um zu überleben. » ... weil

eh alle anderen auch betrügen«, sagte er immer, »du musst nur noch schneller sein als sie!«

Ich schwieg und freute mich über jeden Betrug, als ich einmal einen Betrug ausließ, war ich drei Tage hungrig. Hungrig kann man schlecht schlafen. Die Moral war eine Sache des Magens.

Tante Ilse brachte den Schnaps, ein neues Spiel begann. Der Großvater zwinkerte mir einen Sieg zu, ich verstand die starren, wässrigen Augen. Ich hasste sie, wie den alten Mann, das Leben an seiner Seite, musste aber bleiben, weil es kein Woanders gab.

Ich war kein Bub mehr, ich war ein Biest, ein Teufel, ein vergreistes Kind, dem es gefiel, schlecht zu sein. Ich war längst tränenlos geworden, Opas Prügel wich ich aus, oder ertrug sie hassend, innerlich verbrennend. Verschlagenheit rettete mich vor dem Werden zur jammernden Kreatur. In mir war eine Hoffnung auf spätere Rache, das stärkte mich. In meinen Träumen schlitzte ich Opas Leib mit glühenden Schürhaken auf. Schürhaken waren seine bevorzugten Zuschlaginstrumente. Er machte keinen Unterschied zwischen mir und meinen häufig wechselnden Zeitmüttern. Dann wollte ich nicht mehr weglaufen, hinauf in den Wald, wo ich mir eine Schutzhöhle zurechtgebaut hatte. In die Jauchengrube wollte ich Opa werfen, so wie er es mit den Ratten machte. Ich fing die Ratten mit blossen Händen, an ihnen trainierte ich meine Rachedgedanken. Halbtot und würgend schleuderte ich sie durchs Loch des Plumpsklos im Hof, am Rande der Jauchengrube. In der zweizimmrigen Holzkeusche war kein Platz für ein Klo, wer Groß musste, musste in den Hof, alles andere fand in irgendeiner Hofecke statt, nachts pissten wir aus dem Fenster.

Die nächste Stadt war zehn Kilometer, dazwischen nur eine schottrige Talstraße und ein Wildbach, entfernt. Der nächste Nachbar, Bergbauern oben am steilen Hang, mitten im Wald, eine halbe Gehstunde Abstand,– aber dorthin durfte niemand von uns, der verrufenen »Körbler-Sippe«. Opa hatte überall Hausverbot, zu ihm kamen nur die durchziehenden Holzfäller und Straßenarbeiter aus der Stadt, oder Bekannte, Verwandte seiner momentanen Lebensgefährtin, meiner Mutter auf Zeit. Er wird seine Gründe gehabt haben, sich in dieses abgelegene Tal zurückzuziehen, vielleicht waren es die Menschen ...

Heute war Onkel Fritz mit seiner Frau zu Besuch, sie war die Tochter meiner augenblicklichen Oma. Und Fritz half Opa beim Kaminausbessern. Besuche waren selten, sie brachten Abwechslung, mehr Suff, mehr Streit, und mir mehr Arbeit, aber ich machte sie gerne, weil ich an solchen Tagen meistens prügelfrei davonkam. Opa sagte mir immer vorher, wie ich die Tanten und Onkels zu nennen und behandeln hatte, niemand

durfte ohne Nachteile den Besuch beenden. Davon lebten wir. Und für mich gabs auch Lustiges: draußen im Hofklo. Wenn eine der Tanten, oder auch eine der vielen Omas, sich auf das Holzbrett über der Jauchengrube hockte, schielte ich durch ein vorbereitetes Astloch von oben herab, später wurde ich geübt, man sah mehr, wenn man von schräg unten beobachtete. Aus der Froschperspektive. Greifbar nahe waren dann die schwarzbewachsenen, blondbewachsenen, fast haarlosen, rasierten, dicklippigen, dünnlippigen, manche verglich ich mit den Lefzen des Wolfshundes aus der Nachbarschaft, urinierenden Votzen vor mir. Mit offenem Mund, an die Bretterwand gepresster Nase und anhaltendem Atem verfolgte ich die Finger, die die letzten Tropfen aus dem Haarbusch trockneten. Mancher Finger tauchte ins Loch, dann schloss ich die Augen –

»Aus solcher Fut bist raus«, hatte mir der Großvater einmal erklärt, er war besoffen und neben ihm lag eine nackte Tante, breitbeinig, ebenso besoffen wie er. Gierig, Speichel in seinem herabhängenden, kriegsverletzten rechten Mundwinkel, stocherte er in ihrem Spalt, steckte seinen mächtigen Schwanz rein, auch andere Gegenstände, dem Peitschenstiel gab er den Vorzug, dann musste sie die Wulstlippen auseinanderzerren, um seiner Zunge Platz zu machen. Zwischen Schmatzen und Keuchen erklärte er mir mein Entstehen. Und dann jagte er mich aus dem Bett, aus dem einzigen Schlafzimmer, hinaus in die Küche. Den Rest solcher Nächte verbrachte ich auf der Holzbank, im Sommer ging ich oft hinauf in meine Höhle. Groß wollte ich werden, sehr schnell. Ich wollte mich bald rächen und ich wollte mit den Tanten sowas machen wie mein Opa ...

Dann endete der Regen wie er begonnen hatte: abrupt. Die Wolken verzogen sich nach Süden, verschwanden hinter den Bergspitzen. Ganz hinten im Tal entstand ein glitzernder Regenbogen. Die Pause, das Kartenspiel war zu Ende, der Kamin musste fertiggemacht werden.

»Machen wir's im Hof«, sagte die Oma und trug den einzigen Tisch aus der Stube. Tante Ilse folgte ihr mit den beiden angefangenen Hemden und einem kleinen Stoffballen. Sie wollten für alle männlichen Familienmitglieder Hemden anfertigen.

»In der Stube ist es zu finster.«

Licht gab es nur aus der Petroleumlampe und die hatte Opa in den Dachboden mitgenommen, um das Loch im Kamin zu finden.

Die beiden Männer, einer schwankte etwas mehr als der andere, Großvater hatte mehr Routine darin, gingen wieder an ihre Arbeit. Auf's Dach kletterte Onkel Fritz, Opa blieb auf der halben Leiter zurück. Seine Routine reichte auch fürs Abseilen von der Arbeit.

Ich hockte mich an den Rand der Schotterstraße und begann in einer Regenlache Kuchen zu basteln. Aus Schlamm und Steinen. Andere Spielsachen hatte ich nicht. Die Luft schmeckte würzig, ausgefüllt vom Duft der nassen Gräser und Bäume, die zu trocknen begannen. Außer dem Molkereiwagen und einem privaten Bus und ganz selten ein Holzfallerauto, oder Traktor eines Bergbauern, gab es keinen Verkehr auf der Straße, der Milchwagen und Bus kamen nur einmal pro Woche ins Tal, ich konnte ungehindert Kuchen und Brote auf die Straße legen. Und wenn ein Wagen kam, spritzte der Dreck und ich hatte Hunger nach wirklichen Kuchen und Broten.

Und ich versuchte so zu spielen, dass mich Opa nicht erblicken konnte. Er war unzurechnungsfähig, nüchtern schon gefährlich, besoffen noch mehr, weil er immer wieder einen Blitzableiter brauchte, um nicht am eigenen Hass zu ersticken.

Dann begann es, ich hatte es längst erwartet. Ich wurde gerufen.

»Bua!«

Ich verstand, mehr brauchte er nicht zu schreien. Ich ging zu ihm, kletterte die Leiter zu ihm hinauf. Bei der Ankunft bekam ich einen Tritt. Ich sprang von der Leiter. Etwa drei Meter.

»Die Ziegel sollst schichten, Saubua, wegg'legter!«

Die Ziegel hatte ich schon vormittag aufgeschichtet. Ich ging noch einmal zum Ziegelstapel, schichtete sie am gleichen Platz noch einmal um. Wieder einmal schlitzte ich den Großvater auf, diesmal begrub ich ihn noch lebend unter all den Ziegeln.

Irgendetwas tobte in mir, brach hervor. Ich sprang zum nahen Zaun, riss eine Latte heraus und schlug auf die Ziegel ein. Dann schmerzten die aufgerissenen Hände – dann fühlte ich mich befreit. Ich warf die Latte, die jetzt aus mehreren Teilen bestand, in die Wiese zurück. Ich hatte in diesen Minuten nichts gehört, jetzt weckten mich Opas Flüche.

Jetzt hatte ich Angst, mein Befreiungsausbruch wäre beobachtet worden. Verdammte Angst, dachte ich, und ich bring dich eh noch um, schwor ich mir. Ich hörte ihn rufen und suchte nach einem Versteck, aber dann fiel mir ein, bei dieser Stimme hilft kein Versteck. Ich hatte mich schon zu oft versteckt und war dann wieder gefunden worden und weil in einer ausweglosen Ecke zurückgezogen, hatte ich keine Möglichkeit, die Hiebe abzuwehren. Narben, außen und innen, blieben zurück.

»Bua!«

Ich schwieg.

»Hurenbankert, verfluchtes, her mit dir!«

Jetzt ging ich zur Stimme, nein, ich schlich mich, immer wieder bereit davonzulaufen, zum Besitzer der geifernden Stimme.

»Flotter Saubual!«

Ich kam um die Keuschenecke, er entdeckte mich.

»Den Dreck da, bringst zum Bach hinunter! Und dann kommst in'd Kuchl, Fritz will noch einige Runden spielen.«

Den Dreck zum Bach, dann wieder betrügen, das zweite tat ich lieber. Mit dem Dreck musste ich nämlich über die sumpfige Wiese, und die gehörte einem Bauern, dessen neun Kinder immer irgendwo in der Nähe waren und mich verdroschen, wenn ich auf ihre Wiese kam. Der Großvater wusste das, er schickte mich trotzdem, er wollte einen Mann aus mir machen, keine Memme. Verschlagen war ich schon, vom Mannsein hatte ich noch keine Ahnung.

Ich lud den Dreck in die Karre, blickte mich suchend um, nirgends sah ich meine Feinde, die durch die Hetzerei ihrer Eltern gegen mich waren und dessen Eltern den Großvater hassten, und mit ihm gleich seine ganze Sippe, die ja nur noch aus mir und den kurzfristig anwesenden Tanten und Omas bestand. Waren sie in der Mehrzahl, erwischten sie mich, dann musste ich zu Boden und zusammengerollt wie ein Igel ließ ich wörtliche und tätliche Hiebe über mich ergehen. Dann lachten sie, spotteten und spuckten und gingen lachend davon. Ich hatte schon einen Plan, ich musste warten, bis ich einen der anderen allein erwischte. Dann würde ich ihm zeigen, was die »Körbler-Sippe« alles beherrschte ..., aber noch hatte ich diese Gelegenheit nicht gefunden.

Den Dreck brachte ich zum Bach, immer über die Wiese hetzend, mit einem starken Knüppel in der rechten Hand. Viermal musste ich, die Kane vor mir herstoßend, barfuß und wütend, hinunter zum Bach, dann war ich fertig.

Und die Männer mit ihrer Kaminarbeit auch. Nur die Frauen waren noch beim Schneidern.

Onkel Fritz stand mit nacktem Oberkörper bei der großen Regentonne und wusch sich. In der Keusche gab es kein Fließwasser, ich musste es, wenn länger kein Regen fiel, mit zwei Eimern vom etwa zwei Kilometer entfernten Brunnen herbeischleppen. Zum Glück hatte es an diesem Tag geregnet, ich konnte mir den Wasserweg sparen.

Aus der Stube drang Opas Rumoren und Fluchen. Der leere, vom Schnaps ausgefressene Kopf tobte sich aus. Wenig später kam er aus dem Haus, er trug nur eine lange Unterhose, es war Hochsommer –

»Ist mein Hemd fertig?« fragte er die beiden Frauen.

»Du hast doch noch welche im Kasten, dein's machen wir morgen ...«

Weiter kam Tante Ilse nicht.

»Dreckweiber! Schlampen! Z'bled zum Ficken und z'faul zum Arbeiten!« Der Großvater sprang die drei Stufen herunter. »Den Hurenbankert als erster, was? Aber von mein Sack fressen, Sauweiber!«

Er rannte, nein, sprang auf die Frauen zu, sie wichen ihm aus, seine Fußtritte fegten den Tisch zu Boden. Dann musste Oma doch noch einen Tritt von ihm einstecken. Er traf sie knapp über den Kniekehlen, sie taumelte, konnte sich aber noch abfangen.

»Dreckweiber! Huren!«

Tante Ilse mischte sich ein, sie wurde von zwei Ohrfeigen getroffen und fand sich am Boden wieder.

»Wichser ...«

Mehr brachte sie nicht über die Lippen, der Großvater hatte sich wieder dem Tisch zugewandt. Vom Streit angelockt, kam Fritz hinter der Keusche hervor.

»Das reicht, Ilse! Komm, fahren wir!«

»Und Mama?« Tante Ilse stand auf, hielt sich mit der Rechten die anschwellende Wange.

»Soll nachkommen, ich sagte ihr ja gleich, bei diesem Vieh hat sie keine Zukunft. Aber nein, ihr wusstet es ja besser!«

Fritz sagte nichts zum Großvater, er kannte ihn schon von seinen Wirtshausschlägereien.

»Der geht bald wieder ins Zuchthaus.« Das sagte er schon auf dem Weg zu seinem Motorroller, er startete und kaum saß Ilse hinter ihm, fuhr er weg. Wenige Augenblicke später verschwanden sie hinter den Bäumen, die die ausgewaschene Schotterstraße säumten.

Großvater hatte aber noch nicht genug. Er hob den Tisch wieder hoch, warf ihn wieder zu Boden, und wiederholte es so lange, bis man nur noch sehr schwer erkennen konnte, dass dies einmal ein Tisch war.

»Und du schimmelige Schlampe kommst mir nicht ohne Hemd ins Haus!« drohte er der heulenden Oma. Ich hatte mich längst an den Waldrand zurückgezogen und verfolgte das Drama halb belustigt, halb ängstlich. Leid tat mir niemand, dazu musste ich viel zu sehr achtgeben, jetzt nicht entdeckt zu werden. Sonst würden seine restlichen Energien an mir aufgebraucht werden.

Die Frau, zu der ich seit Monaten Oma sagen musste, kam zu mir an den Waldrand. Sie war noch nicht so alt, wie eine wirkliche Oma, nur ihr Gesicht war ausgelebt, der Körper verbraucht.

Auch der Großvater war noch nicht alt, kaum fünfzig, aber er war Frührentner, Invalid. Nicht krüppelhaft, nur sein rechtes Auge tränkte

pausenlos, sein rechter Mundwinkel hing bis zum Kinn hinunter und Speichel sammelte sich dort zum ekligen Schleim. Wenn er tobte oder besoffen war, was schon wieder eine Art von Dauerzustand darstellte, tropfte die schleimige Masse unkontrolliert zu Boden, auf seine Kleidung, auf die nackte, stark tätowierte Brust, saß ich als Komplize auf seinem Schoß, in meinen Nacken. Ich saß nur als Komplize bei ihm, nie als Kind. Sein Gesicht glich einer Fratze, sein Lebenswandel hatte sich dem Äußeren angepasst. Sein haarloser, melonenhafter Schädel perfektionierte das Fratzenbild.

Er hauste in diesem Tal unerlaubt. Eine Baubewilligung für seine selbst-aufgestellte Keusche hatte es nie gegeben. Oft waren wir allein, manchmal holte er sich eine Frau aus der Stadt, die einige Wochen bei uns blieb. Dann lief sie davon oder wurde wieder von ihm verjagt. Ausgeekelt. Die ersten Tage verbrachte sie mit ihm nur im Bett, dann siedelten sie in die Küche und tranken Schnaps und kehrten nur für kurze, tierhafte Gierbefriedigungen ins Bett zurück, nach drei oder vier Wochen verband sie nur noch das Saufen. Wenig später war sie wieder fort.

Dann fuhr der Großvater in die Stadt und ich blieb allein zurück. Oft dauerte es Tage, ich musste mich selbst versorgen.

Die Keusche war zwischen Schotterstraße und Waldhang hineingezwängt worden. Es gab nur die beiden Zimmer, die bewohnbar waren: Stube und Schlafzimmer. Die Stube war auch Küche, Schnapsbrennerei und oft mein nächtlicher Aufenthaltsort. Das Schlafzimmer war niedrig, das einzige, breite Ehebett, selbstgebaut wie alles andere und mit Strohsäcken ausgestattet, dominierte. In diesem Bett schliefen wir alle, manchmal lagen wir zu sechst dort und waren froh, wenn wir aufstehen konnten. Meistens schlief ich mit Opa allein im Riesbett, ich wich auch nicht, wenn er eine Tante oder Oma bei sich hatte. Nur wenn er seine versoffenen Launen hatte, verjagte er mich.

Unterhalb war ein kleiner, einfach ins Erdreich geschauelter Keller. Butter lagerte neben Werkzeug, schimmeliges Brot neben dem, selten vorhandenen, frischen. Nur der Schnaps hatte eine eigene, gepflegte Lager-ecke. Die Haustür war gleichzeitig Küchentür. Der enge Dachboden war vollgestopft mit Gerümpel, fremdem, irgendwie organisiertem und eigenem. Verkauft wurde alles, was jemand haben wollte. Essen war für ihn nicht wichtig, nur Schnaps musste da sein, dann war seine Welt in Ordnung. An meinen Hunger dachte er nicht, ich wartete auch nicht auf seine Verpflegung, ich organisierte mir, was ich brauchte.

»Ich bin nur wegen dir geblieben«, sagte die Oma jetzt zu mir. Sie musste was sagen, ich blickte sie vorwurfsvoll an. »Aber morgen fahre

ich zurück. Bei der versoffenen Sau bleibe ich keinen Tag mehr. Tust mir leid. Aber ich gehe.«

Ich schwieg. Leid tat ich mir nicht, sie mir auch nicht. Und sollte sie ruhig gehen, für mich änderte es ohnehin nichts. Ich war nur neugierig, wie die Neue sein würde. Vor allem nackt, draußen am Klo und vor allem mit dem Opa im Bett.

Sie heulte und schlang ihre Arme um mich. Ich mochte das nicht. Heulen nicht und schon gar nicht diese Umarmungen und nassen Küsse.

»Heul nicht, mir ist kalt«, sagte ich und wand mich aus der lieblosen Umarmung.

»Ins Haus können wir nicht, der Hund bringt uns um! Ich kann ihm kein Hemd mehr mitbringen, er hat den Stoff total zerfetzt.«

Ich wollte auch nicht ins Haus, ich kannte ihn besser als sie. Aber ich war verschlagen. Aus Erfahrung klug geworden. »Niemand braucht ins Haus«, sagte ich.

Sie: »Und was machen wir dann?«

Ich: »Lass das nur mich machen.«

Sie: »Der Hurenbock!«

Ich musste lachen, sie war früher einmal Hure gewesen, hatte sie Opa nachts erzählt. Und er sagte nur, ich weiß eh ...

»Wir schlafen in meiner Höhle, ich schlaf oft dort«, sagte ich und wich einige Schritte zurück, weil sie mich schon wieder betatschen wollte. »Ich hol' mir nur was zum Anziehen, Kleider habe ich noch keine oben. Mit der Ledernen allein ist's noch zu kalt.«

Sie: »Das Schwein!«

Ich schlich in Richtung Keusche, die ersten Abend Schatten deckten mich. Noch immer barfuß, mit aufgeschlagenen Knien und hungrig, gelangte ich zum verdeckten Fenster. Anschleichen beherrschte ich, Großvater hatte es mir in den Scheunen der umliegenden Bauern beigebracht.

Ich blickte durchs Stubenfenster, er saß auf seinem Platz, vor sich die halbgeleerte Schnapsflasche und jene Bilder, die ich so gern nur für mich haben wollte. Er hatte sie vor sich ausgebreitet, sonst steckten sie alle in einem Rahmen, nur eines war dann zu sehen. Ich konnte noch nicht zählen, ich wusste aber, dass nur ein Finger meiner Hände übrig blieb, wenn ich auf jeden ein Bild legte. Immer wenn ich allein war, betrachtete ich diese Bilder, ich lernte sie auswendig. Ich kannte jede Einzelheit und trotzdem schmerzte es mich jedes Mal, wenn ich sie zusammenlegen und in den Rahmen zurückstecken musste. Für mich war die Frau auf den Fotos eine schöne, nackte Tante oder Oma, wie ich sie noch nie gesehen